

Zeitschrift:	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber:	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band:	21 (1945-1946)
Heft:	17
Artikel:	Der Traum des Soldaten [Fortsetzung und Schluss]
Autor:	Schnellmann, Paul Werner
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-710081

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

so vorkommt; denn sie sind ja meist kopflos.) Eine Sturmäferne, aufgehängt am Stiel der Lawinenschaukel (nützliches Instrument!), verbreitet zuckende Lichter und Schatten und zeigt dazu noch an, ob genügend Sauerstoff vorhanden ist. Die neuesten Witze sind erzählt, und schon beweisen mächtige Schnarchlöcher die Anstrengungen des Tages. Anfänglich ist es ganz unterhaltsam, nach Tonlage und Art zu erraten, welche Schlafstimme zu welchem gehört —, aber es will mir nicht gelingen, mich ins Konzert einzuschalten. Oeffne ich die Augen, so hängt dreißig Zentimeter über meinem Gesicht die Schneedecke. (Sie hat ein Aussehen wie die mit grobem Kellenwurf verzierten Wände eines modernen Tea Rooms.) Wenn sie nur nicht so nah bei meiner Nase wäre! Sie drückt mir auf den Magen. Dazu spüre ich ein Röhrhaar (lies Ast) aus der Obermautze, das mir durch Zelt und Schlafsack ins Kreuz sticht, und das schmerzt abscheulich. Eine andere Lage einnehmen kann ich sowenig, wie es einer der besagten Büchsenfische tun könnte. Wenn nun die Decke plötzlich... Ich bekomme nicht mehr genug Luft! Ach was, die Kerze brennt mit großer Flamme. Der Schlafsack ist schon recht, aber man bekommt doch zu heiß darin. — Krampfhaft drücke ich die Augen zu und blinzle nach Sekunden wieder auf die verfl... Decke. Ob sie nicht doch vielleicht... Schnarchen ringsum. Brennt die Kerze noch? Wenn der Eingang zusammenstürzte, wie lange würde die Luft ausreichen? Man hörte uns nicht einmal rufen! Einen weiteren Ast fühle ich etwas unter dem Kreuz durchstechen. Nie mehr will ich über ein Strohlager schimpfen. Wäre doch die Decke etwas weiter oben. Kommt das Herzschlag von zu wenig Sauerstoff? Soviel

Bätzl habe ich doch nicht getrunken. Erst dreiundzwanzig Uhr. Wann kommt wohl die angesagte Inspektion? Hoffentlich bald, denn — ich habe die Augen offen und belauere argwöhnisch die Decke. Ich will bis tausend zählen. Bei zweihundertundneunzehn ist Schlaf, ich halte es nicht mehr aus. Mit fahriegen Bewegungen schäle ich mich aus dem Schlafsack, krieche über die Beine der Kameraden weg (sie sägen ruhig weiter), auf allen Vieren zum Tunnel hinaus, und welche Wonne, die Erde existiert wieder für mich! Ruhig und hell leuchtet der Jäger Orion über mir und südlich von ihm sendet Sirius sein weißes Licht ins Weltall. Nur ahnungswise sehe ich, ins Schwarz des Himmels fliegend, massig und finster, die berühmte Nordwand des Eigers. Ruhe, eisstarrendes Schweigen ringsum. Sternenhimmel, wie lieb bist du mir, denn zwischen dir und mir sind mehr wie dreißig Zentimeter Atmosphäre!

Ueber eine Stunde stehe ich draufjen. Wie sich die Kälte langsam durch meinen Schneeanzug beifßen will und ich mir überlege, wie ich ohne die Kameraden zu wecken in den Schlafsack zurückfinden kann, da blitzt am Kamm der nächsten Bodenwelle Laternen auf. Das Fräsen der Stahlkanten ist zu hören und gleich darauf die vertraute Stimme unseres Skilehrers: «Do üf geits.» Auf mein mächtiges: «Halt, wer da?» gibt ein Offizier des Kurskommandos Antwort, der sofort das Schneekanonement einer sorgfältigen Prüfung unterzieht. Einige kurze Fragen hin und her, er erklärt seine Zufriedenheit und befiehlt Aufbruch, überlässt das Kommando dem Klassenlehrer und ist schon von der Nacht verschluckt. — Es ist wenig tröstlich, wenn unser Skipädagog schmunzelnd erzählt, sogar von seiner standfesten Gilde

seien einzelne in der Nachtfahrt bös «drtrolet». — Schlafsäcke, Zelteinheit rollen, Rucksack packen, und das alles auf einer Fläche von einem Quadratmeter geteilt durch fünf. Dabei darf kein Schuhsäcklein zurückbleiben. Die Kameraden vom Schneeloch nebenan, sie haben es sinnig «Ischias» getauft, melden Inspektion ebenfalls beendet, und nach einer knappen halben Stunde tönt der Befehl: «In Kolonne dicht aufgeschlossen, mir nach!» —

Welche Fahrt! Eisglatt der Schnee und als Beleuchtung die hüpfenden Lichter der Taschenlampen. Stemmen, stemmen und nochmals stemmen! Der Skilehrer würde auch mit verbundenen Augen den Weg gefunden haben, und wer direkt hinter ihm fährt ist im Vorteil. Aber durch Stürze, ach wie viele Stürze, wird die Kolonne rasch auseinandergenommen. So müssen die letzten der Reihe auf eigene Faust lossteuern, und zwar nach dem Schema: Stemmen, stemmen, fallen — fluchen — aufstehen, stemmen, stemmen... Die Knie werden müde, der Rucksack drückt. Ich würde mit dem Schneeloch Freundschaft schließen, selbst wenn die Decke nur zwanzig Zentimeter... und schon bin ich in einen Kameraden hineingerast, ineinander verwickelt rutschen wir den Hang hinab. Glücklicherweise ist er zum Fluchen zu müde! — Mit Umfällen, aber ohne Unfall, todmüde, erreichen wir die Standquartiere. Zwei Uhr morgens. Ein Blick auf den Tagesbefehl: 0530 Tagwache. (Wäga dem muesch du nid traurig si! summt einer und wir andern können wieder lachen.) Ins Stroh. Ein Blick zur Zimmerdecke: Distanz — zwei Meter!

Ein anstrengender, aber schöner Tag des Wintergebirgskurses ist zu Ende

Walter Schmid.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Wäsche wehte im Winde und die Linde duffete schwer und süß. Sicher, wir waren alt und es war kein junges und hoffnungsvolles Leben mehr, das wir verloren. Aber es war dennoch schön in der beschaulichen Ruhe des Alters und wir wären gerne noch ein wenig geblieben. Die Wände, die uns für ein ganzes Menschenalter vor der Kälte des Winters, der sengenden Glut des Sommers und den Strömen des Regens bewahrt hatten, wollten uns vor dem da nicht mehr schützen. So wurde uns all das zum Grabe, was zu erringen und zu erar-

Der Traum des Soldaten

beiten ein ganzes langes Leben gebraucht hatte...»

So sprach der alte Mann und wurde zum Wortführer für jene, die ein abgeschlossenes Leben verloren hatten. In seiner Stimme klang weder Bitternis noch Trauer, sondern nur etwas wie Verwunderung über ein Ding, das man nicht mehr verstehen konnte. Aber dadurch wurde die Erzählung eher noch gewichtiger und schwerer. Die Soldaten auf der Wiese sahen sich gegenseitig an, als wollte einer den andern dieser Ungeheuerlichkeit beschuldigen. Sie ver-

standen auch nicht mehr, wie solches geschehen sein konnte.

Einer nach dem andern trat vor und berichtete von seinen eigenen Leiden und denjenigen, die er gesehen. Und es kam Entsetzen und Grauen über die Versammlung und häufig loderte es wie Röte und Scham über die fahlen Gesichter. Dazu hatte sich eine tiefe Traurigkeit in alle Herzen gesenkt, weil jeder zu den Menschen, die dort vorn sprachen, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu stehen glaubte. So schien es zum Beispiel allen, als seien

Deutsche Kriegsgefangene demobilisieren die amerikanische Armee!

Seit dem 22. September 1944 sind dem größten, bei Septèmes in Südfrankreich gelegenen Kriegsgefangenenlager Europas, welches unter amerikanischer Kontrolle steht, rund 100 000 deutsche Kriegsgefangene eingeliefert worden. Was geschieht mit diesen Soldaten? Bis heute sind über 75 000 Gefangene zu 277 Arbeitskompagnien à 250 Mann an die amerikanische «Delta Base» bei Marseille weitergeleitet worden.

Die «Delta Base» ist ein 35 Kilometer außerhalb Marseilles gelegenes ungeheures Areal, auf welchem die amerikanischen Truppen, die Europa verlassen können, gesammelt werden. Aber nicht nur das; hier deponieren diese Armeen auch ihr Korpsmaterial, die Waffen und Ausrüstungsgegenstände. Hier häufen sich die Stahlhelme, Gewehre zu ungeheuren Bergen an. Hier stehen kilometerlange Schlangen von Autos, Tanks und Motorrädern. Es ist klar,

dass die Rehabilitierungsmaßnahmen teilweise von den Truppen verrichtet werden müssen, die das Material abgeben. Wenn aber untermdessen der Truppentransporter in den Hafen von Marseille einläuft, treten an die Stelle der rehabilierten Amerikaner deutsche Kriegsgefangene. Daß so die Rehabilitierung nicht weniger gründlich vorgenommen wird, versteht sich in Anbetracht der hier lobenswerten deutschen Gründlichkeit von selbst. Den Kriegsgefangenen aber ist diese Art der Beschäftigung nicht unangenehm, bildet sie doch eine Zerstreuung von der Melancholie des Dahindämmerns hinter dem Stacheldraht.

Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, die deutschen Kriegsgefangenen seien an der Demobilisierung der amerikanischen Armee in Europa beteiligt.

die beiden alten Leute ihre Eltern oder — wie die jüngeren unter der Menge glaubten — ihre Großeltern.

«Taten wir nicht nur unsere Pflicht?», fragte der Soldat. Aber er erwarte keine Antwort, weil er wußte, daß keine Pflicht derartiges recht fertigen konnte.

Als Monate (vielleicht auch Jahre) vergangen waren, gab es keinen mehr unter ihnen, der nicht zu allen gesprochen hatte. Nur das junge Weib war stumm geblieben. Es hielt noch immer den Säugling auf dem Arm und hatte während der ganzen Zeit still vor sich hingeschluchzt. Dem Kleinen schien der Schmerz der Mutter sehr nahe zu gehen, denn er hatte seine Arme um ihren Hals gelegt und schmeichelte und tröstete mit zärtlichen, liebevollen Kinderküßen. Seine kleinen, ungelenken Hände spielten mit dem Haar des Weibes. Die junge Frau verzichtete darauf, vorzutreten und alle fanden, daß es so in der Ordnung sei. Was hätte sie auch noch sagen sollen, da doch ihre ganze Erscheinung beredter wirkte, als alle langen Reden und Klagen?

Als nichts mehr zu sagen wahr, wurde es für einen Augenblick still auf dem Versammlungsplatz. Totenstill. Es war, als hätten selbst die Herzen zu schlagen aufgehört. Bis es sich aus den hinteren Reihen erhob wie ein einziger gequälter Schrei. Und der Schrei pflanzte sich fort von Mann zu Mann, von Reihe zu Reihe und wuchs an Wucht und nahm zu an Stärke, bis er gewaltiger war, als alles Dröhnen der Geschütze der ganzen Welt. Bis er furchtbarer war, als das Geräusch sämtlicher Flugzeugmotoren der Erde. Der Soldat, der noch immer nachdenklich auf seinem Gewehr gestützt stand, fragte (weil er nichts mehr zu verstehen vermochte) den jungen Menschen neben ihm, was es da gäbe.

«Sie schreien nach dem Schuldigen», antwortete dieser und fiel dann ebenfalls in den Lärm ein. Die Luft erzitterte und die Erde, auf der alle standen, erbebte von dem Getöse. Sie schrien bis sie müde und ihre Stimmen ohne Kraft geworden waren. Und als es wieder ruhig und still wurde, geschah es, daß der Soldat, der auf der Wiese geschlafen hatte, erwachte.

Über der Welt lag es wie Dämmerlicht, denn die Sonne hatte sich bereits hinter den Horizont gesenkt. Aber die Wiese war verändert. Das Gras ringsum war niedergefegt und der Soldat sah verstreut herumliegende graue Bündel und Berge von verbogenem Eisen. Neben der Grube aber, in der er gelegen und geschlafen hatte, standen zwei ältere Männer und eine Frau, die verwundert aufblickten, als er sich erhob. Die Männer schauten böse drein und als er fragte, wo er sich befände, wurde ihm in einer fremden Sprache geantwortet. Da er diese Sprache aber einst daheim in der Schule gelernt und einiges behalten hatte, gelang es ihm trotzdem, sich verständlich zu machen. Auf diese Art erfuhr er, daß während des Tages eine große Schlacht über ihn hinweg gegangen war und daß man wohl geglaubt hatte, er sei tot, weil sein Schlaf so tief und sein Gesicht so ruhig gewesen war. Sie sagten auch noch, daß die verdorbene Wiese ihnen gehöre, daß ihr Haus wie durch ein Wunder verschont geblieben sei, daß die Soldaten jedoch ihr Vieh gefötet und mitgenommen hätten. Und als sie im Gesicht des Soldaten ehrliche Trauer und tiefes Mitgefühl erkannten, wurden sie offener und schlossen sich ihm mehr auf. Die Frau lud ihn sogar ein, mit ihnen in das entferntstehende Haus zu kommen. Doch der Mann, der auf der Wiese ge-

schlafen hatte und an dem der Tod vorbeigegangen war, schüttelte nur müde den Kopf. Er müsse wieder zu seiner Truppe zurück und bei den Kameraden Anschluß suchen. Und er schüttelte auch den Kopf, als sie ihm sagten, daß er bei ihnen gut aufgehoben wäre und daß ihn vielleicht der Tod nicht immer so vergessen würde, wie hier auf der Wiese.

Und so wanderte der Soldat davon und in die Nacht hinein, die sich inzwischen über das Land gesenkt hatte. Die drei Menschen schauten ihm nachdenklich und erstaunt hinterher, wie er so davongehumpelt und allmählich in der Finsternis verschwand. Sie begriffen ihn ebensowenig, wie er sich im Grunde selbst. Er hätte bleiben können und marschierte nun doch seiner Truppe, seinen Kameraden, den vielen Schlachten, die noch vor ihnen lagen und wohl auch dem Tode hinterher. ♫

Den Menschen auf der Wiese hatte er nichts von seinem Traum erzählt. Sie hätten ihn wohl auch ohnehin nicht verstanden. Vielleicht suchte er jetzt deshalb seine Kameraden. Sie würden alles besser begreifen. Man kann auch nicht einfach so austreten aus der grauen Kolonne, deren Glied man so lange Zeit gewesen. Vielleicht müßte man auch etwas gegen all dies tun und kämpfen gegen etwas, das nur dann einen Sinn hat, wenn man sich und sein Land verteidigen muß. Wenn man nur nicht immer so müde wäre! Vielleicht aber ist ohnehin alles bald zu Ende.

Unter solchen Gedanken wanderte der Soldat weiter in die Nacht hinein, während in seinem Herzen das Geheimnis seines Traumes brannte. Das Geheimnis des Traumes, dessen Deutung nur er und die vielen Kameraden in allen Armeen der Welt kennen. Paul Werner Schnellmann.

Hart ist der Dienst in den schweren Bombern

(sfd.) Keiner, der es nicht schon mitgemacht hat, weiß, was es bedeutet, in einer Höhe von 8—10 000 Meter zu kämpfen. Die Kälte ist ärger als in Sibirien, dabei ist man eingepfercht wie in einem Tank, und das Problem der Sauerstoffzufuhr ist so akut wie in einem Uferseeboot. Auch wenn man die Bedrohungen durch den Feind nicht in Betracht zieht und nur an die natürlichen Risiken denkt, sind es doch der Strapazen noch übergenug, denen die Leute bei einem Flug ins Feindeland während acht bis zehn Stunden ausgesetzt sind. Sie schweben jede Minute in höchster Gefahr, müssen ständig um ihr Leben kämpfen, erleiden vielleicht Verletzungen, ohne daß man ihnen richtige ärztliche Hilfe bringen kann. Zudem erfordert die Bedienung der überaus komplizierten und schnellen Maschinen höchste Konzentration und Wendigkeit vom Piloten bis zum Heckschützen, wobei sich die schwere und dicke Kleidung als bedeutendes Hindernis erweist, das jedoch nicht besiegt werden kann, da die Kälte in

solchen Höhen oft bis auf —60° sinkt. Über dicke, wollene Unterwäsche werden die gewöhnlichen Kleider angezogen, danach ein wulstiger, abdichtender Winter-Fliegeranzug aus Leder mit Schaffell gefüttert. Schon jetzt ist jede Bewegung fast unmöglich; aber es kommt noch mehr: eine Panzerweste aus Stahlplättchen, die gelbe Rettungsweste und zuletzt noch die Fallschirm-Ausrüstung. Auf dem Kopf trägt jeder Mann eine warme Mütze und darüber den Stahlhelm; an den Händen dicke, geheizte Handschuhe.

Nach der Kleidung kommen die verschiedenen Geräte und das Zubehör. Die Sauerstoffmaske wird um den Hals geschlungen; ohne diese würde ein Mann in ca. 30 Sekunden das Bewußtsein verlieren. Dann werden die Kopfhörer über die Ohren gestülpt und das Mikrofon vor die Kehle gebunden. Nun wird der Pilot an seinem Sitz festgeschnallt, was für ihn eine weitere Einschränkung in seiner Bewegungsfreiheit bedeutet.

Nicht weniger als dreißig Tonnen

Stahl und Aluminium, beladen mit einer hochexplosiven Bombenlast und Benzin, hat er in die Luft hinaufzubefördern. Dementsprechend bereitet der Start vorerst auch die größte Sorge. In dem Augenblick, wo der Pilot die Knüppel zieht, um über die Startbahn hinwegzugleiten bis die schwerbeladenen Flügel die Maschine hochheben, setzt die Spannung ein. Das geringste Schwanken und leichteste Rütteln kann einen Reifen zum Platzen bringen, was zur Folge hat, daß sich die schwere Maschine überschlägt und Apparat, Mannschaft, Bomben und Benzintank in einer Rauch- und Flammensäule aufgehen würden. Die ganze Mannschaft hält deshalb den Atem an; aber der Apparat schwankt nicht. Die Mission hat begonnen.

Nun ist es Zeit, die Sauerstoffmaske zu befestigen und für den Piloten außerdem, seinen Radio-Empfänger einzustellen; der Lärm in seinen Ohren ist betäubend und überlöst alle anderen Geräusche. Jetzt beginnt für ihn die lange und anstrengende Aufgabe,